



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rüttenauer, Benno: Weltgeschichte in Hinterwinkel : aus den
Denkwürdigkeiten eines ehemaligen Schneiderlehrlings : fünftes Kapitel :
ein Erntetag und sein Abschluß

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

vasseur, die Szene zwischen dem biedern, treuen Jean Macquart und Mauricens Schwester Henriette sind mit rührenden und ergreifenden Zügen dargestellt. Von dem Bauern, von dem einfachen Menschen, der die Luft der reinen Natur atmet und frei bleibt von den zeretzenden Einflüssen der überfeinerten Gesellschaft, erwartet Zola das Heil, die Wiedergeburt des französischen Volkes.

Das ist ein gesunder Gedanke, den wir ihm hoch anrechnen, und den wir nach seinem Bauernroman *La Terre* nicht von ihm erwartet hätten. Es geht durch den ganzen Kriegsroman ein Zug bitterer Wehmut, die sich zuweilen zu weinerlicher Rührseligkeit steigert. Es werden viele Thränen vergossen oder hinuntergeschluckt. Der kranke Kaiser erscheint fast immer mit feucht verschleierte Augen, der Oberst Vincuil weint vor seinem Regiment, als er es zurückweichen sieht, die beiden Freunde Jean und Maurice fallen sich oft schluchzend in die Arme wie machtlos, wie gelähmt unter den Schlägen eines unabwendbaren Schicksals. Es sind zu viel leidende und zu wenig handelnde Menschen da. Sie erregen alle mehr das Mitleid als die Begeisterung. Aber das finden wir auch bei andern französischen Schriftstellern, die Episoden aus dem deutsch-französischen Krieg novellistisch behandelt haben, z. B. bei Daudet, Maupassant, Richopin u. a. Es scheint doch, als ob dieser Krieg für einen französischen Schriftsteller zu einer künstlerisch befriedigenden epischen Darstellung nicht geeignet sei. Möchte es einem deutschen Dichter einst gelingen, dem großen Gegenstande besser gerecht zu werden, als es Zola in *La Débâcle* gelungen ist.



Weltgeschichte in Hinterwinkel

Aus den Denkwürdigkeiten eines ehemaligen Schneiderlehrlings

Von Benno Rüttenauer

Fünftes Kapitel

Ein Erntetag und sein Abschluß



ie nächste Zeit verging mir sehr angenehm, innerlich in dem Hochgefühl meiner großen Erlebnisse, äußerlich in dem Nimbus, den die Tama um mich wob. Zwar spielte auch bei dem letztern die Einbildung wieder stark hinein. Ich kam aber nicht eher auf diesen Gedanken, als bis er mir eines Tages sehr nahegelegt wurde.

Die Ernte war in vollem Gange, die Weltgeschichte stand still, wenigstens in Hinterwinkel, die Politik schwieg. Die Leute wollten noch ebenso wenig

preussisch werden, wie vor drei, vier und sechs Wochen; aber sie sagten es nicht mehr so oft. Sie lebten wegen dieser Sache zwar in der größten Ungewißheit, die sie sehr ängstigte, trotz ihrer unerschütterlichen Hoffnung auf Napoleons Einschreiten, dem man als Preis dafür „das Strumpfbändelländle da drübe,“ nämlich das Großherzogtum Baden, gern gegönnt hätte; die Ernte aber konnte man deshalb, mochte es gehen wie es wollte, doch nicht im Stich lassen. Man war ohnehin spät dazu gekommen. Auch trat ungünstige Witterung ein, sodaß man die dazwischenfallenden sonnigen Tage um so fleißiger ausnützen mußte. Da gab es keinen Arm in Hinterwinkel, der nicht in Anspruch genommen worden wäre.

Ich verdiente mir bei Gelegenheit gern ein kleines Taschengeld und verschmähte bezahlte Dienstleistungen nicht, nur mußten sie nach meinem Geschmac̃ sein. Die eigentliche Bauernarbeit gehörte dazu nicht. Sie wurde mir auch selten angetragen, man kannte mich schon. Aber an einem dieser Erntetage, da es besonders heiß zuging, schickte doch ein Bauer meinetwegen zu uns, der Füllentoni, so genannt, weil er allein im Dorf Pferde züchtete. Man wollte Dinkel heimfahren, und ich sollte beim Garbenbinden die Strohblätter legen, eine Thätigkeit, die man sonst Kindern übertrug, wenn sie zur Hand waren. Ich wurde also als ein Kind betrachtet, trotz meines neugebacknen Ruhms. Ich sollte das Essen dafür haben und vier Kreuzer Tageslohn, einen Bagen, wie man sagte.

Der Füllentoni wollte vier bis fünf Wagen Spelz an diesem Tage einheimen und brachte außer Knecht und Magd und mir noch drei Tagelöhnerinnen mit zur Arbeit auf das Hohenloch oder Hohenloh, eine weite, nicht ganz ebne Hochfläche zwischen dem Rahlen Buckel und dem Waldwinkel der sogenannten Heiligenäcker. Alles mußte sich tüchtig rühren und flink und fleißig zugreifen.

Ich glaubte aber mein Geschäft in aller Behaglichkeit verrichten zu können. Gemütlich schleppte ich meinen Strohband hinter mir her, zog Band für Band heraus und breitete es über den Stoppelboden, eins ans andre. Zwei Mädchen rafften mit ihren Sicheln das aufgereichte Getreide zusammen und häuften es, je drei Arme voll, über die vorgelegten Bänder. Der Bauer kam dahinter her und band. Er nahm die Enden der Strohseile, vorher angefeuchtet, vom Boden, drehte zuerst das eine, klemmte es zwischen die Kniee, drehte das andre, zog sie übers Kreuz an, indem er das Getreide mit dem Knie fest drückte, wickelte die beiden Enden um sich selbst und klemmte sie mit seinem hölzernen „Binnagel“ in geschickter Drehung und einem raschen Stoß unter das angezogene Seil. So band er Garbe um Garbe, so schnell die Mägde zusammen rafften. Dasselbe geschah in einiger Entfernung, wo andre Mägde zutrugnen, der Knecht den Binder machte und der neunjährige Sohn des Füllentoni die Strohseile legte.

An diesem jungen Füllentoni zappelte alles. Jedesmal, wenn er ein Seil legte, bückte er sich bis auf den Boden, um es schön „kerzengerade“ auszustrecken, und er that das auf eine Art, als ob er das Strohband dabei streicheln und lieblosen wollte. Ich verhielt mich viel kälter gegen die störrigen Strohköpfe. Das Bücken erachtete ich für höchst überflüssig; ich ergriff mein Seil an dem einen Ende, warf mit einem zierlichen Schwung das andre Ende, so lang es war, vor mir hinaus auf den Boden und ließ den festgehaltenen Zipfel zu meinen Füßen niedergleiten. Das Strohband kam so nicht immer in eine mathematisch gerade Streckung, es bildete vielmehr zur Abwechslung bald eine Kurve, bald einen mehr oder weniger stumpfen Winkel. Aber ich sah darin kein Unglück.

Der alte Füllentoni sagte lange nichts, aber er warf mir wütende Blicke zu. Endlich konnte er nicht mehr verbeißen. Kerl, dir kann man nicht zusehen! stieß er zwischen den Zähnen hervor. Rühr dich jetzt besser, oder ich jag dich zum Kuckuck.

Ich konnte den Zorn des Bauern nicht begreifen. Wenn ein Band bereit lag, so oft die Mägde dessen bedurften, mehr konnte er doch nicht verlangen, meinte ich, und es konnte ihm gleich sein, ob ich mich dabei mehr oder weniger „rührte.“ Ich ließ mich deshalb nicht aus meiner Art bringen; ich hatte noch andres zu thun, als Strohfleile zu legen. Die Lerchen schmetterten über mir im wolkenlos blauen Himmel, und ich mußte, wenigstens von Zeit zu Zeit, auf sie hören. Sie waren ja meine Kolleginnen; ich dachte, wenn ich es nur auf meiner Klarinette so gut könnte, oder gar auf der Geige, denn außer der Schneiderei und dem Weisshüten und außer meinen Lateinstudien pflegte ich damals auch die Musik, auf der Klarinette beim Paten Rothermund und auf der Geige beim Schulmeister Langbein. Und die Lerchen waren so glücklich! Sie durften musizieren, wie sie wollten, ihnen sprach niemand von brotloser Kunst; sie brauchten nicht zu mähen und auch keine Strohbänder zu legen. Und weiter drüben im Felde, inmitten noch unberührter Saaten von silbergrauem Spelz und dunkel goldbraunem Stachelweizen, lag eine Steinmauer von hoher Hecke umschlossen, von einem alten Rußbaum überschattet. Und auf dem Rußbaum saß ein Hähervogel, Herr Marquart, wie er bei den alten Dichtern heißt, und rief in einem fort: Komm her, komm her! Ich konnte nicht hinkommen, aber ich mußte oft zu ihm hinübersehen. Es half nichts, daß der Füllentoni mir immer grimmigere Blicke zuwarf. Ich sehe den Bauern noch heute vor mir, sehe ihn die Zähne fletschen, indem er auf die Garbe kniet und das Strohband anzieht, sehe ihn seine Augen starr auf mich richten, während er anhält und eine Priße nimmt.

Eigentlich gab er mir kein gutes Beispiel; denn er schnupfte ein wenig oft, fast wie der alte Fritz, aller drei Garben, nur aus der Dose statt aus der Westentasche. Aber einen Kopf hatte er, den man so leicht nicht vergißt,

auch eine Habichtsnase wie Friedrich der Große, und das Rollen seiner Augen erinnert mich heute ebenfalls an die guten und schlechten Bilder, die ich seitdem vom alten Fritz gesehn habe.

Inzwischen rief der Mußhäger drüben immerfort sein: Komm her, komm her! Und ich dachte, wie schön es sein müßte, wirklich hinzukommen. Aber auch noch andres dachte ich, darunter Dinge, die mir bis zu dieser Stunde noch niemals eingefallen waren.

Von den zwei Dirnen, denen ich die Strohbänder vorlegte, hieß die eine Cölestine Bächle. Sie war gerade kein himmlisches Wesen, wie man nach ihrem Namen glauben sollte, aber sie war doch ein sehr hübsches Mädchen und strotzend von Gesundheit und Kraft. Der Hitze wegen hatte sie ihre Jacke abgelegt, und ihr rotes Nieder hatte sich mit seinen Achselhaltern unversehens ausgehenkt und hing über die Hüften herunter. Das grobleinene Hemd ging zwar bis zum Hals empor und war dort mit Bändern zugeknüpft; aber durch den klaffenden Spalt schimmerten Formen, auf die ich jetzt zum erstenmale in meinem Leben aufmerksam wurde.

Erwachsene hübsche Mädchen hatte ich schon lange gern gesehn, aber ich sah immer nur das Gesicht an ihnen, die zarte Hautfarbe, die feinen Lippen, die schöngereichten weißen Zähne, die leuchtenden Augen oder wodurch sonst ein Gesicht schön wird. Nie war mein Blick bis unter das Kinn gegangen. Nur einmal, etwa mit acht oder neun Jahren, hatte ich eine Bauerntochter, die in ihrem Hause meinem Vater bei der Schneiderei half, gefragt, warum ihre Brust so bauche. Sie lachte und sagte, sie hätte sich Lumpen vorgestopft, um nicht zu frieren. Es war aber im Juli und ein so heißer Tag, daß mir ihre Erklärung wenig einleuchtete. Sie sollte mich einmal die Lumpen sehn lassen, meinte ich und wollte mit der Hand zugreifen, um selber zu untersuchen. Aber die Dirne lachte noch mehr und klopfte mich mit der Schere gehörig auf die Finger. Damit war meine Neugierde in diesem Punkte auf lange geheilt.

Nun kam es über mich wie ein Schreck. Wenn Cölestine, gegen mich gekehrt, sich zu Boden bückte, so klaffte der Spalt ihres groben Hemdes weit aus einander, ich sah nicht nur Formen, sondern auch schimmernde Farbe. Mein Erschrecken stieg auf den höchsten Grad und raubte mir fast alle Besinnung. Meine Strohbänder legten sich immer spitzwinkliger, bildeten immer kühnere Kurven. Ich verstand mich selber nicht mehr. Mein Zustand war der seltsamste von der Welt. Vieles mischte sich darein, auch jenes räthelhafte Gefühl, das man Scham nennt. Sie mochte sogar das stärkste in mir sein. Ich schlug die Augen nieder, und das Blut stieg mir nach dem Kopfe; eine Verwirrung kam über mich, wie von einem leichten Schwindel.

Damals kam mir kein Gedanke, daß Cölestine von dem, was in mir vorging, eine Vermutung haben könne. Aber wenn ich mir heute vorstelle, wie

das hübsche Mädchen sich vor mir bewegte und mir bisweilen einen Blick zuwarf, wovor sich der meinige zu Boden senkte, muß ich annehmen, daß sie meinen Zustand erraten und ihre Freude daran gehabt habe.

Über der neuen Entdeckung vergaß ich ganz den Füllentoni. Erst als ich seine Stimme hörte, wurde ich mir seiner Gegenwart wieder bewußt. Mich hat der Teufel gütte, schrie er, den dummen, turmeligen Schneider anzustellen; der Kerl will mich zu Tod ärgern, aber nun hab ichs satt!

Damit sprang er auf, und mit ein paar tüchtigen Püffen jagte er den Helden von Tauberbischofsheim und Entdecker des Weibes von seinem Acker hinweg.

Einen andern hätte ein solches Schicksal im höchsten Grade unglücklich gemacht, zumal da das Vesperbrot bevorstand, wozu Cölestine schon die Dickmilch anrichtete und die Brote strich, mit dicken Lagen von Rahm und süßem weißem Käse. Aber mir rief's drüben vom alten Rußbaum hinter der geheimnisvollen Hecke: Komm her, komm her! Und ich folgte dem Ruf. Ich schüttelte die Erde des Füllentoni von meinen Füßen und ging weiter, dem lockenden Ruf entgegen.

Nur eins ärgerte mich: daß auch die schöne Cölestine Zeuge meiner schnöden Vertreibung war; bei diesem Gedanken loderte ein heftiger Zorn in mir auf, vermischt mit einer Scham ganz andrer Art als vorhin, einem höchst verdrießlichen und widerwärtigen Gefühl. Doch das verslog schnell; ich hatte bald alles vergessen, und wie ein Kind schlenderte ich nun in den Grenzfurchen der Getreideäcker hin und pflückte Blumen zu einem Strauß, rote Kornradeln, blaue Cyanen und die grauen Kätzchen des Hasentlees. Nach dem Füllentoni und seinen Leuten sah ich mich nicht ein einziges mal um, sie waren für mich nicht mehr auf der Welt.

Am höchsten stieg meine Befriedigung an dem längst ersehnten Ziele meiner Wanderschaft, bei der grünumfriedeten Steinmauer, wo zwar der rufende Näher schleunig die Flucht vor mir ergriff und dazu noch ein höhnisches Lachen erschallen ließ, als ob er mich mit Bewußtsein zum besten gehabt habe, wo aber dafür eine andre wenn auch nicht ganz unvermutete Überraschung meiner wartete.

Was man in Hinterwinkel eine Steinmauer nennt, sind eigentlich Steinhügel, bald rundlich breit, bald lang und schmal. Sie könnten an Grabmäler der Vorzeit erinnern, doch haben sie, in der Regel wenigstens, einen viel profanern Ursprung. Sie sind dadurch entstanden, daß die Besitzer der umliegenden steinigen Felder die abgelesenen Steine Jahrhunderte hindurch auf derselben Stelle zusammentrugen oder zusammenfuhren. Fast immer umgeben hohe Dornhecken die alten Steinhäufen. Sie sind für die Gegend und Landschaft charakteristisch, und oft hat sie das Volk mit eignen Namen bezeichnet.

Die, an der ich jetzt stand, hieß die Hohe Steinmauer. Sie war fast

kreisrund, und mit ihrer dichten Hecke und dem sie überschattenden, uralten Nußbaum, dem einzigen Baum im Hohenloh, bildete sie einen lauschigen Versteck; besonders jetzt, wo rings um sie her die überreife Saat der Sichel harrte und sie nun mitten darin lag wie eine vergessne märchenhafte Wildnis.

Meine Überraschung bestand in einem mächtigen Stachelbeerbusch voll blutroter, reifer Beeren. Ich kannte den stacheligen Freund schon von früheren Tagen her und hatte schon manchmal von ihm genascht. Bei seinem Anblick fühlte ich mich vollends wieder als Kind. Ich machte mich an die Mahlzeit, und sie ersetzte mir reichlich das Vesperbrot des Füllentoni.

Nach dem Mahle legte ich mich am Fuße des Nußbaums in dem dicken, schwarzgrünen Moos des einsamen Steinhügels auf den Rücken. Meine Augen sahen dem Spiel zweier Schmetterlinge zu, großer blaßgelber Segelfalter, die, sich haschend und fliehend, die goldnen Blütendolden hochaufgeschossnen Johannisfräutls umgaukelten.

Und bald kam auch mein Häher wieder auf einen Ast des Nußbaums geflogen und fing an, mir allerlei vorzuschwätzen.

Und noch ein Schauspiel hatte ich. Ein blaugrauer, schwarzköpfiger Würger kam ab und zu auf einen Schlehdorn meiner Märchenlaube geflogen, und jedesmal trug er etwas Lebendiges in seinem Schnabel. Er fraß aber seine Beute nicht, sondern drehte sie in einen Dorn des Schlehenstrauchs, wo der arme Karabus oder was es sonst für ein Käfer oder Insekt war, noch lange schmerzlich die Beine bewegte und mit den Fühlern zuckte. Einmal reckte ich die Hand aus, einen Stein nach dem Raubvogel zu werfen. Aber ich unterließ es — aus Faulheit. Es war zu schön, so ruhig dazuliegen und zu denken, wie sie da drüben beim Füllentoni sich plagten, zu schön, so die weite sonnige Welt umher anzuschauen und auf die geheimen Stimmen und Regungen in der Einsamkeit zu lauschen.

Einmal glaubte ich gar zu träumen, obwohl ich die Augen groß offen hielt: ich hörte eine fernher klingende Musik, so reich und schön, so sanft einschmeichelnd und doch so kühn, wie ich noch nichts gehört zu haben glaubte. Aber es war mehr als ein Traum. Ich raffte mich empor und hörte die aufregenden Klänge nun noch lauter und deutlicher, sie kamen immer näher und klangen immer mehr nach Wirklichkeit.

Bald gewahrte ich denn auch den Ursprung der berausenden Klänge. Drüben, auf der andern Seite des Haselbachthals, von der Schillingsberger Höhe, vom Sindelwald klangen sie herüber. Ein langer Zug Soldaten, ein Bataillon oder Regiment, zog dort die Steige gegen Hinterwinkel hinunter mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen.

Da hie Itmichs keinen Augenblick mehr an meinem Platz, in kaum einem halben Viertelftündchen, noch vor den Soldaten, war ich drunten im Dorf.

Schon unterwegs erhielt ich die Erklärung der überraschenden Erscheinung: Hinterwinkel bekam feindliche Einquartierung; die Quartiermacher befanden sich schon seit der Morgenfrühe im Dorf.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Afrikanische Gesechte. Ehe Dr. Karl Peters die Kilimandscharostation verließ, um einen Urlaub anzutreten, schrieb er ein kleines Schriftchen über „Gesechtsweise und Expeditionsführung in Afrika“ (Berlin, Walthers und Apolant, 1892). Kurz darauf fiel sein Stellvertreter von Bülow, einer unserer erfahrensten Ostafrikaner, in einem der Gesechte, von deren Führung Dr. Peters so weise spricht: Schade, daß er ihm nicht selbst mit seinem Rat zur Seite stehen konnte! Das Schriftchen enthält auf vierzehn Seiten die Essenz der Erfahrungen seines Verfassers auf der Emin-Pascha-Expedition in echt Petersschen scharf geschliffenen Sätzen, deren wesentlicher Inhalt etwa in die Worte gefaßt werden kann: Die militärischen Aufgaben der Europäer in Afrika liegen nicht in grundsätzlicher Unterjochung der Eingebornen, sondern in der Lösung bestimmter Aufgaben: Deckung einer Straße, Pflanzung u. dgl. Die Afrikaner haben wenig physischen und keinen moralischen Mut, sie suchen einzuschüchtern, um ihre Furcht zu verdecken, ihre starken Seiten sind Tücke und List, und das ostafrikanische Gelände kommt den Ueberfällen entgegen. Milde der Kriegsführung und Milde nach dem Siege sind dem grausamen und sklavenhaften Neger unverständlich. Waffe, Gewohnheit und Gelände bedingen den Nahkampf, in dem sich der Europäer jedesmal die Initiative sichern muß. Der sorgsamste Vorpostendienst ist erste, rücksichtsloses Vorgehen die nächste Pflicht. Entscheidende Feldschlachten sind bei dem „flüchtigen“ Charakter des Afrikaners unmöglich, die Militärstation sichert das Groborte. Als Soldatenmaterial findet der Doktor Zulus und Sudanesen gut, Suaheli verwerflich, möchte aber für gesunde Binnenstationen, wie Kilimandscharo, eine deutsche Freiwilligentruppe und für größere Unternehmungen eine irreguläre aus Somali, Galla, Masai gebildet sehen, die mit Afrikanern afrikanisch zu sechten versteht.

Prophet oder Kapuziner? „Was nützt es, allen Staub und Schutt der Geschichte zu sichten und zu sieben, wenn das intuitive Verständnis für das Wesen des göttlichen Geistes fehlt, der durch die Thaten der Menschen seine leuchtenden Schicksalsfäden zieht und über das Woher und Wohin der Bewegung deutlich genug Zeichen und Winke giebt?“ „Aus einer sorgfältigen Vergleichung der Teile gilt es eine durchgehende Tendenz in dem ganzen geschichtlichen Verlauf“ zu erkennen, „ein providentielles Gesetz,“ „einen Plan Gottes.“ Dreimal hat Gott Preußen aus großer Gefahr errettet: 1762, 1812, 1870. „Auf diese göttliche Gnadenerweisung hat unser Volk allemal geantwortet mit einer auffallenden Gott-entfremdung.“ „Und wenn der Abfall vom Christentum eintritt, so taucht als sein [des Abfalls?] Schatten auch die Gestalt des Juden auf, mit der Miene geistiger Überlegenheit (Mendelssohn, Heine, die Judokratie).“